



**WILLIAM MELVIN
KELLEY**

EIN

**ANDERER
TAKT**

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE



brach ihn wie einen trockenen Ast übers Knie und warf ihn beiseite.

»Wenn ihr schießt, dann auf Arme und Beine!«, schrie Dewitt.

Einer auf der anderen Seite des Kreises schoss, und sie sahen, dass die Kugel die Hand des Afrikaners durchschlug und neben Dewitts Pferd in den Boden fuhr, doch der Neger schien den Knall gar nicht mit irgendeinem Schmerz zu verbinden, nein, er zuckte nicht mal zusammen. Ein anderer traf ihn knapp über dem Knie, und das Blut lief an seinem Bein herunter. Es sah aus wie ein rotes Seidenband.

Mit dem Rücken zum Felsen, auf dem das Kind schlief, beschrieb der Afrikaner langsam einen Kreis und musterte jeden Einzelnen, auch den Neger des Auktionators, der neben Dewitt stand, aber sein Blick streifte ihn nur, und es war keine Wut oder Bitterkeit darin. Doch dann sah er zu Dewitt Willson und starrte ihn an, nein, die beiden starrten einander an, aber nicht, als wäre es ein Kampf, ein Kräfteressen, sondern als würden sie ohne Worte über irgendwas diskutieren. Und sie schienen schließlich zu einem Ergebnis gekommen zu sein, denn der Afrikaner verbeugte sich ganz leicht, wie ein Kämpfer vor dem Kampf, und Dewitt Willson hob das Gewehr, zielte auf den Kopf des Afrikaners und traf ihn genau über dem Ansatz seiner breiten Nase.

Er war getroffen, aber der Afrikaner stand einfach da. Schließlich sank er auf die Knie, dann nach vorn auf die Hände. Er schien zu schmelzen, und plötzlich sah er mit entsetztem Gesicht auf, als wäre ihm gerade was eingefallen, das er noch tun musste, und er stieß einen lauten Klageschrei aus und kroch auf das schlafende Kind zu. Das Blut lief ihm in die Augen, in der Faust hatte er einen großen Stein. Er hob ihn hoch, aber Dewitt Willson zerschmetterte ihm mit dem Gewehrkolben den Kopf, bevor er zuschlagen konnte. So starb der Afrikaner.

Keiner der Männer rührte sich. Sie saßen enttäuscht auf ihren Pferden, denn jeder hatte sagen wollen, dass er es gewesen war, der dem Afrikaner die entscheidende Kugel verpasst hatte.

Dewitt Willson stieg vom Pferd, ging zu dem Kind, das noch immer schlief und nicht wusste, dass sein Vater tot war, und, würde ich sagen, genauso wenig wusste, dass er je gelebt hatte. Er hob es hoch, und als er zu seinem Pferd ging, stolperte er über den Steinhaufen, zu dem der Afrikaner gesprochen hatte. Es waren lauter ganz flache Steine. Dewitt Willson sah sie lange an, und dann bückte er sich, nahm den kleinsten, einen weißen, und

steckte ihn in die Tasche.

Mister Harper wurde langsam heiser. Er hielt kurz inne, räusperte sich und fuhr fort. »Dewitt Willson kehrte nach New Marsails zurück, holte die Uhr, die dort noch im Lager stand, und fuhr nach Hause. Neben ihm auf dem Kutschbock lag das Kind des Afrikaners, und auf der Ladefläche waren der Neger des Auktionators und die Uhr, dieselbe Uhr, die ihr am Donnerstag draußen bei Tucker gesehen habt.« Er drehte sich um und sah die an, die hinter ihm standen. »Tja, das ist die Geschichte, und wie ihr alle wisst, bekam das Negerkind vom General, als der zwölf war, den Namen Caliban.«

»Genau. Nachdem der General dieses Buch von Shakespeare gelesen hatte«, sagte Loomis und seufzte.

»Das ist kein Buch, sondern ein Theaterstück – *Der Sturm*. Shakespeare hat keine Bücher geschrieben. Damals hat kein Mensch Bücher geschrieben, nur Gedichte und Theaterstücke. Keine Bücher. Du hast in deinen drei Wochen auf der Uni wirklich *gar nichts* gelernt.« Mister Harper sah Loomis an, bis der die Augen niederschlug.

»Na gut, dann eben ein Theaterstück«, sagte Loomis ergeben.

Die Abendessenszeit nahte. Einige Männer gingen nach Hause. Von den Hügeln im Osten kam ein warmer Wind. Ein Wagen voll ernst blickender Neger fuhr in Richtung Norden vorbei.

»Und Caliban, den man, als er eine Familie gegründet hatte und es mehr als einen Caliban gab, ›First‹ nannte, war John Calibans Vater, und John Calibans Enkel wiederum ist Tucker Caliban, und darum fließt in seinen Adern das Blut des Afrikaners.« Mister Harper lehnte sich zufrieden zurück.

»Das sagen Sie.« Bobby-Joe warf seine Zigarre auf die Straße.

»Ach, Junge, ich verzeihe dir, dass du so verdammt beschränkt bist. Eines Tages wirst du feststellen, dass ich kein Dummkopf bin. Ob du mir jetzt glaubst oder nicht, ist mir so was von egal, aber eines Tages wirst du mir recht geben und dich entschuldigen.«

»Stimmt«, murmelten die Männer.

»Tja, Mister Harper«, sagte Bobby-Joe ganz leise, und er drehte sich nicht mal zu dem alten Mann um, sondern sah die Straße rauf und runter, »aber Tucker Caliban hat sein Leben lang für die Willsons gearbeitet. Wie kommt's, dass er ausgerechnet letzten Donnerstag sein afrikanisches Blut gespürt hat?« Jetzt drehte er sich um. »Sagen Sie's mir.«

»Junge, ein guter Mann erzählt keine Lügen, er sagt dir nicht, dass etwas wahr ist, wenn er es nicht genau weiß. Und ich sage dir geradeheraus, dass ich deine Frage nicht beantworten kann. Ich sage nur, dass Tucker Caliban das Blut gespürt hat und etwas tun musste, und obwohl es anders war als das, was der Afrikaner getan hätte, läuft es auf dasselbe raus. Aber warum ausgerechnet letzten Donnerstag? Das kann ich dir nicht sagen.« Der alte Mann nickte, während er das sagte, und sah über die Dächer in den Himmel.

Sie hörten den schweren Schritt einer alten Frau und sahen Mister Harpers Tochter. Sie war fünfundfünfzig, eine alte Jungfer mit strähnigem gelbem Haar. »Willst du nach Hause und essen, Papa?«

»Ja, Schatz, gern.«

»Kann einer von euch Männern ihm runterhelfen?« Das fragte sie jeden Abend.

»Tja, ich würde sagen, heute Abend bleibe ich zu Hause. Wir sehen uns dann morgen nach der Kirche.« Mister Harper und sein Rollstuhl waren jetzt auf der Straße, seine Tochter stand, die Hände auf der thronartig hohen Lehne, hinter ihm und wartete.

»Ja, Sir«, antworteten sie im Chor.

»Na, dann gute Nacht. Benehmt euch.« Die Räder quietschten davon.

Sobald Mister Harper außer Hörweite war, wandte sich Bobby-Joe an die anderen. »Glaubt ihr diesen Blutquatsch etwa wirklich? Glaubt ihr wirklich, das ist die Erklärung?« Er dachte, wenn der alte Mann nicht da war, würden sie vielleicht etwas kritischer sein.

»Wenn Mister Harper es sagt, muss es wenigstens ein Teil der Erklärung sein.« Thomason stieß sich von der Schaufensterscheibe ab und ging zur Tür.

»Ja, stimmt.« Loomis beugte sich vor, legte die Hände auf die Knie und machte sich daran aufzustehen.

»Denkt ihr wirklich, es ist so einfach?«

»Ich will's mal so sagen.« Thomason öffnete die Tür, ging hinein und drückte die Nase an das Fliegengitter. »Hast du eine bessere Erklärung?«

»Nein.« Bobby-Joe sah auf Thomasons Bauch, der sich am Fliegengitter abzeichnete. »Im Augenblick nicht. Aber ich denk drüber nach.«

Harry Leland

An jenem Donnerstag war es schon lange nach zehn, doch Mister Harper, Bobby-Joe und Mister Stewart waren noch nicht da. Harry stand etwas abseits von den anderen auf der Veranda, spähte unter der zerfransten Krempe seines Strohhuts hervor und wartete darauf, dass Harold, sein Sohn – Mister Leland, wie die Männer ihn nannten – um die Ecke auf den Platz einbog und zu Thomasons Laden gerannt kam (wenn er nicht ritt, dann rannte er). Als sie am Morgen in die Stadt aufgebrochen waren, hatte Harrys Frau ihm aufgetragen, Miss Rickett zu besuchen. »Sie hat sich die Hüfte gebrochen, Harry, und freut sich über Besuch. Komm nicht zurück und sag, ihr habt sie nicht besucht.« Er hatte nur genickt und gedacht: *Soll der Junge hingehen; ich schick ihn zu ihr. Bei der Frau krieg ich die Motten. Wie kommt's bloß, dass Marge nicht Bescheid weiß über sie und das, was sie so treibt? Ich weiß jedenfalls, dass sie flachgelegt werden will, aber ich will nicht derjenige sein, der es tut. Ich schick ihr den Jungen –*, und nachdem er das gedacht hatte, nickte er noch mal.

Sie waren die eineinhalb Kilometer von der Farm in die Stadt geritten, der Junge vor ihm, zwischen seinen Armen, auf dem ungesattelten Pferd, und als sie am Denkmal des Generals in der Stadtmitte angekommen waren, hielt er Deac an und sagte dem Jungen, er solle absteigen. »Du brauchst nicht allzu lange zu bleiben, Harold. Geh einfach hin und sag: ›Tag, Miss Rickett. Meine Ma und mein Pa haben gehört, dass es Ihnen nicht gut geht, und mich geschickt, um zu fragen, ob Sie zurechtkommen.«

Harold sah ihn nur an. Harry wusste, was er dachte, und wollte ihn nicht belügen. »Ich weiß, dass ich auch hingehen soll, aber mir ist nicht danach. Du kannst sie besuchen und gleich wieder gehen, aber wenn ich hingehe, muss ich bis Sonnenuntergang bleiben. Also tu deinem Vater den Gefallen. Und wenn sie nach mir fragt, sag ihr, dass ich bei Thomason was Dringendes zu erledigen hab. Okay?« Harold rührte sich noch immer nicht vom Fleck, sondern sah ihn aus grauen Augen aufmerksam an, Augen, die aussahen wie

gemahlene Flaschengläser. »Ich weiß, Harold. Ich mag sie auch nicht. Aber ich bin älter als du und weiß mehr über sie, das ich nicht mag.« Der Junge nickte – das gefiel Harry –, und sein Gesichtsausdruck verriet, dass er verstand, was gemeint war, und allein zu Miss Rickett gehen würde, um seinem Vater diese Misslichkeit zu ersparen, denn seine eigene Misslichkeit war nur die eines Jungen, die Misslichkeit seines Vaters aber die eines erwachsenen Mannes, größer und schlimmer. Dann drehte er sich um und ging auf der Lee Street in Richtung Westen.

Harry saß auf dem Pferd und sah ihm nach. In seiner blauen Latzhose, dem blau-weiß gestreiften T-Shirt und dem langen blonden Haar, das – wie bei Harry – über die Ohren hing und die grauen Augen beschattete, sah er aus wie ein entflohener Sträfling im Kleinformat. Als er um die Ecke gebogen war, ritt Harry zu Thomasons Laden.

Aber jetzt, als er auf der Veranda stand und dem wirren Gemurmel der Männer zuhörte (Mister Harper war nicht da, und so mangelte es ihren Gesprächen an Form und Tiefe), bekam er ein schlechtes Gewissen. *Ich hab meinen eigenen Sohn in die Höhle der Löwin geschickt. Der Junge hat mehr Mumm als ich. Ich sollte weiß Gott imstande sein, mir eine vierzigjährige Hure mit gebrochener Hüfte vom Hals zu halten. Stattdessen hab ich ihr meinen eigenen Jungen ausgeliefert. Wenn er kommt, werde ich ihm was kaufen.* Er lehnte sich an einen Pfosten, auf dem zwar nicht sein Name stand, den aber niemand sonst benutzte; er beteiligte sich nicht an den Unterhaltungen, sondern sah die Straße hinunter zum Denkmal des Generals und wartete darauf, dass sein Junge um die Ecke bog.

Durch Jeanshemd und Jacke spürte er eine fleischige Hand auf der Schulter. »Wo ist eigentlich Mister Leland, Harry?« Es war Thomason, sein bester Freund unter diesen Männern. Er hatte sich eine Schürze vor die Brust gebunden und sah aus, als trüge er ein schulterfreies, schmutziges weißes Abendkleid.

»Ich hab ihn zu Miss Rickett geschickt. Sie hat sich –«

»Wir wissen Bescheid. Findest du nicht, er ist ein bisschen zu jung für so was?« Thomason grinste breit. »Kommt mir vor, als wär er noch nicht groß genug, um das Loch zu stopfen. Das ist ja sogar für manche von uns fast zu groß.«

Hinter ihm lachten die anderen Männer.

»Ich bin wenigstens noch nie so tief gesunken, dass ich es hätte stopfen